

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

25] Roman von J. S. Kosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Mit glühendem Erbeben richtete Guy wieder seinen Blick auf das vergängliche Geschöpf, das die Herrlichkeit der Dinge so unbegrenzt vermehren konnte.

„Nun,“ sagte er, fast mit leiser Stimme, „wenn Sie sich nach einer nützlichen Beschäftigung sehnen, so werde ich Ihnen eine solche finden! Hat Ihr Vater mir nicht gesagt, daß Sie das Deutsche sehr gut gelernt haben?“

„Ja war wenigstens die Erste,“ antwortete sie.

„Es wäre für mich sehr wichtig, das Buch des Doktor Sommer genau kennen zu lernen. Wollen Sie es für mich übersehen? Es wird Ihnen nicht wenig Mühe machen, die technischen Ausdrücke verstehen zu lernen.“

„Und könnte das für Sie nützlich sein?“ fragte sie dringend.

„Sogar sehr nützlich und vielleicht, ja ganz gewiß für meine Kranken.“

„Wirklich?“ drängte sie mit einem leisen, schüchternen und stehenden Lächeln.

„Ganz gewiß!“

„Wie froh werde ich sein, diese Arbeit machen zu dürfen, und welche Mühe will ich mir dabei geben!“

„Ich wünsche aber keineswegs, daß Sie mehr als drei Stunden täglich arbeiten,“ erklärte er. „Das ist die Bedingung, die ich stelle.“

Sein Herz war von Freude überflutet. Dieses leise Band zwischen ihnen erschien ihm schon als etwas unendlich Süßes.

„Wir sind also einig?“ sagte er. „Ich bringe Ihnen morgen das Buch und die Wörterbücher. Ihr Vater scheint entschieden nicht zu kommen. Ich werde ihn also heute abend oder morgen früh erwarten. Auf Wiedersehen!“

Er hielt die kleine, schmale, frische Hand einige Sekunden fest, dann machte er sich auf den Weg. Die Dämmerung trat ein. Der ungeheure Sonnenball lag ganz tief, dann verlor er. Der Wolkenhimmel leuchtete gleich einem Feuermeer. Ganze Landschaften flammten auf; es öffneten sich grünliche Fluten neber scharlachrotem Boden. In einem gelblichen See schwammen allerlei Fabeltiere. Das Land der Cabiren entzündete seine blutroten Schmieden, Hydren tauchten aus violetten Sümpfen empor und die Titanen beherrschten den in Silber und Schnee erscheinenden Olymp. . . .

Herbeline hielt mitten am Wege an. Er erblickte noch das Sandsteinhaus im Glorienzschmuck, über den sich eine große Wolke ausbreitete. Ihm war, als sei er ein Mensch völlig anderer Art geworden. Sein vergangenes Leben war dunkel, nichtsagend und eitel — das Leben einer menschlichen Larve. Und er wunderte sich bereits gar nicht mehr, er zitterte nicht vor dem nächsten Morgen. Er nahm dies neue Schicksal entgegen, als ob es stets das seinige gewesen wäre.

9.

Die Tage, die nun folgten, waren herrlich.

Guy war jeden Morgen allein mit Marguerite. Er erklärte ihr die Arbeit, die sie machen sollte, er lehrte sie ein wenig Physiologie. Sie hatte einen gefügigen, methodischen Verstand und überdies eine rasche Auffassungsgabe. Schon sie so aufmerksam zu sehen, gewährte ihm ein großes Vergnügen, und mehr noch, ihr zuzuhören. Die trockenen Ausdrücke und die kalten Regeln erhielten einen eignen Zauber, wenn sie über ihre Lippen kamen. Sie war für ihn wie eine Schule der Schönheit. Bei jeder ihrer Bewegungen erfuhr er etwas Neues und Ergreifendes. War es nun, daß seine Liebe mit einer Krisis seines ganzen Wesens zusammenfiel, war es, daß sie in ihm jene tausend Dinge weckte, die in uns schlummern, die manchmal gar nicht erwachen und die wir von unsren Vorfahren ererben, jedenfalls geschah es, daß sich ihm tausend neue Begriffe erschlossen, daß ein tiefes Verständnis der Dinge über ihn kam. Das urewige hohe Lied der Liebe klang in ihm und dunkel begann er zu begreifen, daß derjenige, dem die große

Leidenschaft fernblieb, ins Grab steigt, ohne den Gipfelpunkt der menschlichen Welt kennen gelernt zu haben.

Weit mehr beunruhigte ihn der Verdacht, den er bei den andren erwecken konnte. Die Heuchelei, in der er sich seit seinem Verbrechen ausgebildet hatte, schützte ihn vor allem Verräterischen in seiner Haltung. Uebrigens hatte er verstanden, seiner Umgebung ein grenzenloses Vertrauen einzulösen. Madeleine glaubte, ihren Mann bis in die tiefsten Tiefen seines Wesens zu kennen, kein Schatten von Unruhe konnte ihr kommen. Madame Monteaur stand ganz in seiner Gewalt, ihr Vertrauen in ihn war geradezu fanatisch. Was auch gegen ihren Schwiegerjohn gesagt worden wäre, sie hätte keinem Menschen geglaubt. Dufrenc, nicht minder fanatisch, war gerade infolge eines instinktiven Mißtrauens, das er Anfangs empfunden hatte, noch gläubiger geworden.

Selbst die Diensteute teilten das allgemeine Vertrauen. Sie verehrten in Herbeline einen entschiedenen Herrn, der wenig Worte machte, logisch und genau handelte, aber ohne jede Härte, billig und großherzig und selbst nachsichtig war, wenn man ein Vergehen entsprechend rechtfertigen konnte. Sie trauten ihm keine geheimen Schändlichkeiten zu, sie glaubten ihn allen Niedrigkeiten unzugänglich. Daher fand niemand etwas Besonderes an den Zusammenkünften des Doktors mit dem jungen Mädchen. Die Szenen spielten sich übrigens fast immer unter den Wänden aller, auf der Veranda oder dem Rasen ab. Jeder, der nur wollte, konnte ihnen beiwohnen.

Aber es fand sich, daß Madame Monteaur einen wahren Schauer vor der Physiologie und Medizin hatte. So oft sie von dem feinen Mechanismus des Lebens und der Krankheit sprechen hörte, wurde sie von Schauer erfaßt. Was nun Madeleine betraf, so liebte sie die Wissenschaft überhaupt nicht, und bei der nervösen Verfassung, in die ihr Zustand sie versetzte, litt sie förmlich unter den barbarischen Ausdrücken und der trockenen Phraseologie der Handbücher.

So blieben Guy und Marguerite allein. Sie wünschten sich nichts Besseres. Sie berauschten sich an neuen Gefühlen, vergifteten sich an ungekannten Eindrücken.

Das Verhältnis hätte die längste Zeit ganz harmlos und unschuldig bleiben können, lange genug, um Herbeline in der Stunde der Versuchung die Kraft des Widerstandes zu geben. Nur hätte dann nichts Aufschreckendes, Störendes dazwischen treten dürfen. Nach ein oder zwei Jahren der wohlverstellten Leidenschaft, hätte Herbeline sich vielleicht langsam mit dem Gedanken der Verheiratung des jungen Mädchens befreunden können.

Gewiß, ein Schmerz wäre es immer für ihn geblieben, eine Art empfindlicher Narbe, und lange Zeit wäre ein neues Aufflammen seiner Liebe zu befürchten gewesen. Aber er hätte allein gelitten.

Das Unglück wollte, daß das verhängnisvolle Ereignis eintrat.

Madame Monteaur und ihre Tochter hatten nur wenig Bekannte in der Umgebung. Sie verkehrten höchstens mit zehn Personen, zumeist alten Leuten, die auf ihrer Scholle lebten. Kaum daß sich darunter einige junge Mädchen mit sehr saden Gesichtern und zwei junge Leute befanden, von denen der eine hübsch und von spinnenartiger Häßlichkeit, der andre klein und zart war, überdies stotterte und bei seinen seltenen Besuchen, die er stets nur in Gesellschaft seiner Mutter, der Baronin von Brehain, machte, nicht drei Worte sprach und sich in die fernsten Winkel flüchtete. Ein derartiger Verkehr sagte dem Gemütszustande des Doktors ganz eigentümlich zu. Kein Schimmer von Eifersucht konnte sich dabei in seiner Seele regen. Er benahm sich ohne jene fieberhafte Angst, jene beständige Unruhe, die mehr als alles dazu angethan sind, eine verhängnisvolle Wendung herbeizuführen.

Da erschien der böse Geist in der Gestalt des Herrn Jean Philibert Donzagues, einem jungen Manne von dreißig Jahren, der von einer langen Reise nach den polynesischen Inseln heimgekehrt war.

Jean Philibert Donzagues war Marine-Offizier und ging mit der Absicht um, seine Reise schriftstellerisch zu verwerten. Er war der Sohn des Jacques Donzagues, eines intimen Freundes von Madame Monteaur, besaß ein großes Vermögen und ein beständendes Neuzeres.

Er war groß gewachsen, hatte einen seideweichen schwarzen Bart, funkelnde Augen, die so dunkel waren, daß sich die Pupille kaum von der Iris unterschied, ein sympathisches, leicht umflortes Organ, Bewegungen, die zugleich gebietend und schmeichelnd waren, und etwas große, aber wohlgeformte Hände, deren Nägel wie Achat oder Dnyz schimmerten. Er sprach fließend, doch mit Wendungen, die, in Perioden verlängert, eine gewisse Monotonie hervorbrachten, wie sie eine allzu regelmäßige Satzfügung und eine tadellose Syntax mit sich bringt.

Doch retteten ihr seine erotischen Anekdoten. Er war im Grunde ziemlich unbedeutend, und seine literarischen Leistungen sollten die wertlose und fabelhafte Uebersetzung auf diesem Gebiet nur vermehren. Aber trotzdem, oder besser gesagt, eben deshalb war er dazu angethan, den Frauen zu gefallen. Die Natur hatte ihn zu gar keinem andren Zweck gebildet. Hinter seiner monotonen Redeweise barg sich ein sehr feuriger Instinkt.

Jean Philibert machte seine Aufwartung in Aulnettes und gefiel sich daselbst. Er kam wieder, wußte die Damen des Hauses für die australischen Inseln zu interessieren und allerlei von der Entartung der dortigen Frauen zu erzählen.

Eines Mittags, als Jean Philibert Donzagues über den Rajen daherkam, begegnete er Marguerite Dufrene. Das junge Mädchen stand vor einem Strauch jener fabelhaften Pannonien, die die schönsten gefärbten Seidentleider tragen, die es auf Erden geben kann. Jean Philibert warf einen langen Blick auf die Lustwandelfarbe, einen Blick, den viele unvorhergesehene Abenteuer im Urwald, den Dschungeln und zwischen den Klippen kühn gemacht hatten.

Und sofort entschied er, daß er dem schönsten Mädchen begegnet war, das je in seinen Gesichtskreis gekommen. Dieser Eindruck wurde im Laufe der Woche noch erhöht. Donzagues richtete es so ein, daß er dem jungen Mädchen einigemal begegnete.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Gottfried Herder.

(Schluß.)

Die Zeit der Freiheit war kurz bemessen: Ein paar Monate in Nantes, ein paar Wochen in Paris im Umgang mit den Encyclopädisten. Als Reisebegleiter für den Sohn des Lübecker Fürst-Bischofs engagiert, ging Herder nach Deutschland zurück. Aber schon auf einer der ersten Stationen in Straßburg zerbrach sich das Verhältnis; Herder, durch den dummen Hochmut des Hofmeisters verleht, verlangte den Abschied. Eine langwierige und schließlich resultatlose Augenoperation hielt ihn Monate hindurch in Straßburg fest.

In wenigen Wochen im Winter 1770 entstand dort die „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“, eine Arbeit, die nach dem Urteil Hayms, des bedeutendsten philosophisch geschulten Herder-Biographen, ohne breite empirische Grundlage durch die bloße Kraft genialer Anschauung und lebendiger Kombination die wesentlichen Elemente der Erklärung, auf welche auch die spätere Sprachwissenschaft immer zurückgegriffen hat, errät und feststellt. Der Studiosus Johann Wolfgang Goethe war damals ein regelmäßiger Gast im Hause des Patienten. Was der Verlehte mit dem Kranken gerade in dieser ersten Entwicklungsperiode für Goethe gewesen, hat er selbst in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt. Herders ganze Auffassungsweise, sein Drängen auf Natur, sinnliche Bildlichkeit, auf Leidenschaft und Handlung in der Poesie, traf hier einen Geist, dem mit der Empfänglichkeit zugleich die Kraft des Vollbringens gegeben war. In der Goethischen Hymne, die mit leicht tändelnden Liedern im Zeitgeschmack begonnen hatte, und nun in ihrem ganzen Ton sich wandelt, läßt sich unmittelbar der Einfluß dieser neuen Ideale spüren. Die Shakespeare- und Ossian-Verehrung Herders, seine Verherrlichung des Volksliedes wecken begeisterten Nachhall in der Jugendlese des größten deutschen Dichters.

Von Straßburg wendet Herder sich nach Bückeburg, wo ihm ein Amt als Hofprediger und Konsistorialrat angetragen war. Er sammelt Volkslieder, giebt mit Goethe zusammen ein Heft „von deutscher Art und Kunst“ heraus; im ganzen aber treten in diesen Bückeburger Jahren die literarisch-historischen Interessen hinter den theologischen zurück. Es ist die Zeit, in der Herder, ganz im Fahrwasser Hamannscher und Labatereischer Mystik, sich in eine wildschwärmende, gegenüber der Vernunft auf Wunder und Offenbarung trozig pochende Gläubigkeit hineinarbeitet. In aufgeregtem, anmaßendem Prophetenton zieht er los wider die Philosophie des Jahrhunderts, durch welche Religion wie Sittlichkeit unterhöht wird, er preißt das Mittelalter und knüpft in seiner „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts“ phantastisch-wirre Spekulationen an den biblischen Schöpfungsbericht. Doch rasch führt ihn der Weg

zu neuen aufstrebenden Entwicklungsbahnen zurück. Im Jahre 1776 beruft ihn auf Goethes Betreiben der Herzog Karl August als Generalsuperintendenten nach Weimar. Und hier, in der geistigen Centrale des damaligen Deutschland, entfaltet während des nächsten Jahrzehnts seine Kraft sich zu dem höchsten Maße der Thätigkeit. Es erscheint die schon früher vorbereitete, epochemachende Sammlung der Volkslieder, die neben deutschen Gedichten eine Fülle fremder, von Herder mit genialer Nachempfindung übertragener Volkspoesie aus allen Zeiten und Ländern bringt. „Wo der Umriss zu fehlen schien, zog ich“, sagt er einmal, die Freiheit und den sicheren Instinkt seines Nachbildens vorzüglich charakterisierend „wie bei einer alten Zeichnung die Linien nach“ und that „Neden“ hinweg, die die Eigenart der dichterischen Wirkung hätten stören können. Den Volksliedern folgen unmittelbar die „Lieder der Liebe aus dem Morgenlande“, dann weiter die meisterhaften Psalmübertragungen in der berühmten Schrift „Von Geist der hebräischen Poesie“ und später in den Bänden der „Verstreuten Blätter“ Reproduktionen griechischer, lateinischer und orientalischer Lyrik. So hat Herders Arbeit in Deutschland den Grund gelegt zur Verwirklichung jenes Goetheischen Ideals einer umfassenden Aneignung der gesamten Weltliteratur. Die Hoffnungen, die christliche Mystik und Orthodoxye auf ihn gesetzt, wurden durch die „Briefe zum Studium der Theologie“ und viel mehr noch durch die von Goethe mit Begeisterung aufgenommenen „Gespräche über Gott“, in denen er sich der Lehre des verklärtesten Spinoza, sie nach seinen eigenen Herzensbedürfnissen umgestaltend, annimmt, gründlich enttäuscht. Seine Religiosität verliert die dogmatischen Züge, das Unbuddsam und die scharfe Gegenfäähigkeit zu den Tendenzen des Aufklärungszeitalters; sie durchdringt sich mit dem großen Gedanken der „Humanität“ — das Lösungswort, in das Herder nun seine Menschheitsideale zusammenfaßt — und nimmt das Bedürfnis einer natürlichen entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung aller Dinge in sich auf. Der reichste Zeuge dieses Geistes, in dem sich Herder auf der Höhe seines Lebens wiederum mit Goethe, diesmal nicht dem Dichter, sondern dem naturwissenschaftlichen Denker begegnet, ein Werk, in das wie in einen mächtigen Hauptstrom sein ganzes Schaffen mündet, als vage Hoffnung schon angelündigt in dem Jugendtraume einer Universalgeschichte der menschlichen Kultur, — ist seine Schrift: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“. 1784 erschienen die ersten Teile des Buches, zu Beginn der 90er Jahre, nach Herders italienischer Reise, die letzten Abschnitte. Eine Durchsührung des Planes war dem Verfasser unter dem Druck zunehmender Kränklichkeit nicht mehr vergönnt, seine Darstellung bricht bei dem Mittelalter ab. Die dauernde, gewaltsame Anspannung hatte die Kräfte vor der Zeit verzehrt. Die reizbare Laune, die auch früher oft sein Verhältnis zu den Wesen getrübt, treibt ihn in eine immer wachsende Erbitterung und verzerrt das Urteil. Er, früher einer der Träger des neuen Geistes in unsrer Literatur, wendet in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens, nach der Annäherung Goethes und Schillers, verdrossen übelwollend sich von der Arbeit dieser beiden Großen ab und zieht in seiner „Metakritik der reinen Vernunft“ mit hitzig-überreizter leerer Delleamation gegen das gepanzerte System der Kantischen Philosophie zu Felde. Am 18. Dezember 1803 erlöste ihn der Tod von langen Leiden.

In ihm verlor die Zeit einen der bedeutendsten Repräsentanten ihres universalistischen Bildungstrebens. Der höchste und dauernde Ruhm dieses wunderbar vielseitigen Geistes aber wird es sein, daß er mit Lessing und Kant zusammen in Deutschland Bahnbrecher des geschichtsphilosophischen, Vernunft und Aufwärtsentwicklung in der unendlichen Mannigfaltigkeit der historischen Erscheinungen suchenden Geistes gewesen. Es wäre eine lohnende Aufgabe, unter diesem Gesichtspunkt die drei und die Anregungen, die von ihnen ausgegangen, zu vergleichen. In Lessings tiefmüthiger „Erziehung des Menschengeschlechts“ zeigt der Entwicklungsgedanke noch durchaus theologische Färbung. Nicht nur, daß der Fortschritt einseitig als Fortschritt des religiösen Bewußtseins und sittlichen Handelns gefaßt wird, die Bewegung selbst erscheint als eine durch ein übernatürliches Mirakel, die Offenbarung Gottes vermittelte. Ganz anders in Kants scharfsinniger Skizze „über die Idee einer Philosophie der Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“! Hier weht ein consequent naturalistischer Geist. Ausgehend von dem Satze, daß, wenn die Geschichte der Gattung überhaupt einen die menschliche Vernunft befriedigenden Sinn haben soll, dieser nur darin gesucht werden könne, daß die Entwicklung auf einen Zustand der Staaten und Gesellschaften hinstrebe, in dem die freieste Entfaltung aller menschlichen Anlagen möglich sei, stellt Kant dem philosophischen Geschichtsschreiber die Aufgabe, nachzuspüren, wie in dem Widerstreit der egoistisch ininteressierten Individuen, in dem rastlosen Kriege der Staaten gegen einander die Menschheit rein durch den Zwang und Druck der Verhältnisse, also mit natürlicher Notwendigkeit, jenem Ziele eines vollkommenen Staates und weltbürgerlichen Zustandes geführt werde. Es sind Gedanken, die, so flüchtig sie das eigentliche Innere der bürgerlichen Gesellschaftsverfassungen, die Dekonomie streifen, doch in gewissen allgemeinen Grundzügen, so in der Art, wie sie den Fortschritt aus dem Kampf der Egoismen herleiten, an das, was wir heute materialistische Geschichtsauffassung nennen, anklängen. Herder steht zwischen beiden. Er überrascht an vielen Stellen durch den Naturalismus der Denkart. Die Betrachtung des Erdballs als „Werkstätte zur Organisation sehr verschiedener Wesen“, in deren Stufenreihe auch der Mensch, „ein Speisefanal wie seine niederen Brüder“, sich eingeordnet findet, eröffnet das Buch. Und so ent-

schieden wird der Gedanke einer natürlichen Schöpfungsgeschichte, der Einheit alles Organischen und Lebendigen hervorgehoben, daß einzelne Herder darum zu einem Vorläufer des Darwinismus haben stampeln wollen. Charakteristisch ist die phantastische in den „Ideen“ ausgesprochene Hypothese, lezthin sei es der aufrechte Gang der Menschentiere, der, eine Reihe physiologischer Veränderungen in der Gattung erzeugend, Instinkt und Trieb zur Anlage des menschlichen Geistes fortgebildet habe. Zum praktischen Verstand aber sei die Anlage dann allenthalben weiter durch „die Bedürfnisse der Lebensweise“ entwickelt. Es entspricht dieser Auffassung, daß Herder den Bodenverhältnissen und dem Klima den weitreichendsten Einfluß auf die Gesellschaftsbildungen beimisst. Aber in die Idee einer rein natürlichen nur aus sich selbst begreifbaren Gesetzmäßigkeit des historischen Verlaufs mischen sich dann wieder die wunderbarsten metaphysischen Spekulationen, die zuweilen den biblischen Offenbarungsglauben weit überrumpfen, ein — so wenn Herder, um die Anfangsgründe menschlichen Fortschritts begreiflich zu machen, den angesprochenen Faden abreißt und von einer Unterweisung der Menschen durch höhere, übersinnliche Naturen fabelt, womit denn der Begriff der Entwicklung wiederum in den einer von einem Jenseits hergeleiteten Erziehung umschlagen würde. Freilich zwingt die Macht der Thatsachen nach solchen Seitensprüngen den Autor immer wieder in die Bahn natürlicher Erklärung zurück. — Erstaunlich ist der Reichtum des verarbeiteten Stoffes. Die Ideen zur Philosophie der Geschichte münden aus in eine geschichtliche Darstellung des Laufs, den die Kultur genommen. China, Babylonien, die Hebräer, Phönicië, Ägypter, Griechenland und Rom, die nordischen Völker, Germanen und Araber im Mittelalter ziehen in gedrängter Darstellung, die das Wesentliche im Charakter der Völker und ihre Bedeutung für den Fortschritt des Menschengeschlechts zusammenfassen will, vor unserm Blick vorüber. Der imposante weitgespannte Plan ist dann in andern Sinne von Hegel, dessen Philosophie anstachelnd auf Mary gewirkt hat, wieder aufgenommen worden. So weit die Ausführung — wie könnte es bei einem solchen Wagnis anders sein! — auch hinter der Idee zurück bleibt, und so sehr diese selbst die scharfe logisch-realistische Bestimmtheit, die uns in der Kantischen Fassung des Problems frappiert, vermissen läßt, wird Herders Werk doch immer in der Entwicklungsgeschichte des modernen Denkens seinen Platz behaupten. Kein geringerer als Goethe hat die weitreichende mächtige Wirkung, die es erst unmittelbar und dann in hundertfacher Ableitung auf die Bildung des Zeitalters ausgeübt, mit Worten warmen Dankes bezeugt. —

Conrad Schmidt.

Kleines feuilleton.

Der Baumwollbau in Ägypten. Ueber dieses Thema bringt das Dezemberheft des „Tropenpflanzer“ von Dr. A. Preher, dem landwirtschaftlichen Sachverständigen beim deutschen Generalkonsulat in Kairo, einen Artikel, dem wir folgendes entnehmen: Schon seit unendlicher Zeit war die Baumwolle und ihre Verwendung in Ägypten bekannt; hat man doch durch mikroskopische Untersuchungen festgestellt, daß bei den Mumien sich Baumwollgewebe befinden. Die Baumwollkultur blieb aber bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ziemlich beschränkt. Es wurde nur die indische Varietät kultiviert, welche bei ihrer groben, kurzstapeligen Beschaffenheit eine Ausfuhr nicht lohnte. Auf Veranlassung des Sultans Mohammed Ali sandte damals Male Bey von Dongola aus Samen einer weiter südlich angebaute Baumwollvarietät nach Kairo, und diese gedieh beim Anbau in Delta ausgezeichnet. Das Ertragnis der neuen Spielart war später in England unter der Bezeichnung „Mato“ bekannt, in Frankreich dagegen als „Jumel“ (nach einem bei der Einführung des Baumwollbaues in Unterägypten thätigen Franzosen benannt). Die alte Mato-Baumwolle hat sich im Laufe der Zeit sehr verändert, und gegenwärtig kann man in Ägypten nicht mehr von einer Sorte dieses Namens reden, obwohl in Europa noch jetzt „Mato-Gewebe“, d. h. Baumwollgewebe, welche größtenteils aus ägyptischer Baumwolle hergestellt sein sollen, dem Publikum vielfach angeboten werden.

Von den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde bald Sea-Island-Saat nach Ägypten eingeführt und mit bestem Erfolg in Delta angebaut. Allein schon nach wenigen Generationen ging der ursprüngliche Charakter der amerikanischen Baumwolle verloren, es fanden von selbst zahlreiche Kreuzungen der Sea-Island-Varietät mit der einheimischen Pflanze statt; das Ergebnis war ein zwar ungleichmäßiger, aber von allen fremden Sorten wesentlich verschiedener Typus der ägyptischen Baumwolle, deren Stapellänge, Feinheit und Spinnfähigkeit bald die Aufmerksamkeit der europäischen Industriellen auf sich zog. In der Folgezeit entstanden, wie dies bei der Variabilität der Baumwollpflanze zu erwarten war, zahlreiche Varietäten, welche jedoch zum größten Teil in ihrer Konstitution zu wenig gefestigt waren, um langen Bestand zu haben. Die ägyptische Baumwolle ist somit bis heute von künstlicher Hochzucht nahezu unberührt geblieben, sie ist noch gegenwärtig ein natürliches, in seiner Qualität von Menschen nur wenig verbessertes Erzeugnis des Landes. Die natürlichen Vegetationsbedingungen sind hier dem Gedeihen und der Fasererzeugung der Baumwollpflanze in hohem Grade günstig. Von den verschiedenen Bodenarten wird der schwere, schwarze Alluvial-

boden vor allen andern bevorzugt, da er an Güte und Menge die höchsten Ernten liefert. Der hohe, noch immer steigende Preis dieses Bodens (1600—2000 M. und darüber für ein Feddan = 59,290 Ar.) gründet sich ausschließlich auf die regelmäßig in zweijähriger Fruchtfolge von denselben hervorgebrachten Baumwollerträge. Auf leichteren, sandigen Bodenarten wächst zwar die Baumwollstaude auch befriedigend, aber die Ernte fällt stets geringer aus.

Eine interessante Erscheinung ist die zunehmende Ausbreitung der Baumwollkultur nach Süden hin. Früher war die in Oberägypten in verschwindend geringer Menge erzeugte Baumwolle bei den Exporteuren wenig beliebt. „Unterägypten für die Baumwolle, Oberägypten für das Zuderrohr“, dieser Grundsatz wurde als einmal bestehend angenommen und keine Aenderung darin versucht. In den letzten Jahren jedoch werden (allerdings mit wenig Erfolg) Zuderrüben im Delta, und mit ausgezeichneten Ergebnissen wird Baumwolle im Süden angebaut. In den Provinzen Gizeh, Benie Suef, Minieh und Bahum nehmen die mit Baumwolle besetzten Flächen alljährlich zu, und manches frühere Zuderrohrfeld wird jetzt zu dieser Kultur benutzt. Die Wahl wertvoller Varietäten und die stetig verbesserten Bewässerungsverhältnisse sind wohl in erster Linie als Gründe dieser Ausbreitung des Baumwollbaues zu nennen. Die in Oberägypten im Sommer extrem hohe Lufttrockenheit scheint die Baumwollpflanze nicht zu schädigen. Noch weiter hinauf gen Süden, im anglo-ägyptischen Sudan, wird die Einführung der Baumwollkultur in großem Maßstabe geplant, und neue gewaltige Bewässerungsanlagen sollen dieselben ermöglichen. Die natürlichen Wachstumsbedingungen sind, wie die ehemalige Ueberführung der Mato-Baumwolle zeigt, einem Gedeihen der Pflanze günstig; wenn die Projekte, woran nicht zu zweifeln ist, in naher Zukunft ausgeführt werden, so wird vielleicht schon im Laufe des nächsten Jahrzehnts „subanische Baumwolle“ als beachtenswertes Erzeugnis auf dem Weltmarkt erscheinen. —

Theater.

Residenz-Theater. „Die Pariserin“. Lustspiel in drei Akten von Henry Becque. „Crainquebille“, Schauspiel in drei Bildern von Anatole France. — Die „Raben“ und „Die Pariserin“ sind die Stücke, denen Henry Becque seinen Ruhm als Zerstörer verlogener Theaterkonventionen und Vorkämpfer natürlicher Wirklichkeitskunst auf der Bühne verdankt. Es sind Proteste, die damals in den 80er Jahren anregend, aufstrebend gewirkt haben, bedeutend als Markzeichen neuer literarischer Tendenzen, aber nicht Erfüllungen, in denen eine starke und dauernde Kraft des Lebens wohnt. Das zeigte, wenn es des Beweises noch bedurft hätte, die Renaissances in kleinen und im Residenz-Theater. Die „Raben“ ließen trotz des trefflichen Spiels des Reinhard-Ensembles kalt und noch mehr „Die Pariserin“. Henry Becque zeichnet mit harten, geraden Linien; man merkt seinen Menschen sofort an, wo der Dichter mit ihnen hinaus will, es fehlen: das Ziellicht verborgener psychologischer Beziehungen, die menschlichen Hintergründe, die, sich allmählich entwickelnd, auch bei nur schwach pulsierender Handlung, dramatische Spannung zu erzeugen vermögen. Freilich in der „Pariserin“ — der Titel sagt es schon — will Becque durchaus typische Personen und Verhältnisse uns vorführen, aber auch das Typische bedarf, um dichterisch zu interessieren, der Umgestaltung in eine Fülle ganz persönlicher neuer und eigenartiger Züge. Der Gatte und der Liebhaber haben hier etwas blaß Schematisches, sie erinnern an Dufendünken des Pariser Schwanks. Es sind Puppen, mit denen Clotilde, die Pariser Weltkame, das salt-fokette, lächelnd-grauame, durch und durch verderbte Weib ihr Spiel treibt. Trefflicher scharf umrissen, ist sie von dem Dichter hingestellt, nur ebenso, daß wir in den ersten Gesprächen die Gestalt bereits vollkommen durchschauen, daß wir fertig mit ihr sind, lang ehe das Stück zu Ende. Jede Scene bringt gleichsam ein neues geistreiches Epigramm auf den Charakter, aber nicht Entwicklung, wie wir sie auf der Bühne erwarten. Möglich, daß eine glänzende Darstellerin, eine Chyold z. B. durch immer wechselnde Nuancen des Ausdrucks über diesen Mangel hätte hinwegtäuschen können, Marie Parlanh, die einst Vielgenannte, die als auswärtiger Gast in dieser Rolle auftrat, vermochte es nicht. Die Wiederholungen ermüdeten, trotz aller schneidenden Satyre, die in der Komödie steckt. Ein blind vertrauender Gemahl und ein eifersüchtiger Liebhaber werden von dem Dämonen, das, um den Gatten einen Posten zu verschaffen, auf Erwerbungen auszieht, wechselweise betrogen, bis dann im letzten Akt als Herr du Mesnil die ersehnte Beförderung erhalten, das alte dreieckige Verhältnis in voller Harmonie sich wieder herstellt.

„Crainquebille“, das Schauspiel Anatole Frances, des berühmten feinsinnigen Romanchriftstellers und Plauderers, ist ein ehrenvolles Zeugnis seiner freien, mit den Getretenen, den Armen und Schwachen mitempfindenden Humanität. Auf dramatische Wertung will es keinen Anspruch erheben. Als der Autor den Stoff, den er, wenn wir nicht irren, zuerst in nobelstifischer Form behandelte, für das Theater bearbeitete, wird es geschehen sein, weil er meinte, sein Mahnruf wider die Gedankenlosigkeit und Härte würde von der Bühne herab eindringlicher erschallen. Crainquebille ist ein armer Hausierer, ein einfältiger, lieber, schlüchter Geselle, dabei durchdrungen von allem schuldigen Respekt vor der hohen Polizei, die ihm und seinesgleichen das Leben sauer macht. Jeden läßt er gelten in seiner Art, auch die geschminkten Mädel mit den rot gefärbten Haaren. Rechte Leute giebt es in allen Ständen! Vor allem aber steht er gut mit den Kindern, die an seinem starren

für Mutter Kohl und Rüben einkaufen. Fünfzig Jahre übt er schon sein Amt. Da schnauzt ihn wieder einmal ein Blaurock an, er soll mit seinem Wagen von der Stelle. Er kann nicht vorwärts, die Passage ist verperrt, und dann hat er von einer Frau noch Geld zu bekommen. Der Polizist wird ärgerlich und plötzlich schreit er, der Alte habe „Schweinehund“ zu ihm gesagt. Kein Mensch sonst hat es gehört. Das schadet nichts. Die Klage auf Beamtenebeidigung ist darum nicht weniger sicher. Unter großem Hallo endigt die alltägliche Strafszene. Während ist des Alten Hilflosigkeit vor Gericht, wo er treuherzig immer wieder seine Unschuld beteuert. Ein Augenzeuge, ein angehender Arzt, beschwört, daß der Hausierer das Wort nicht in den Mund genommen. Der Polizist verwidelt sich in lächerliche Widersprüche. Umsonst, der Anwalt schlägt alle Einwände nieder. . . „14 Tage Gefängnis, 50 Rr. Buße“, lautet der Spruch. Crainquebille ist nicht einmal rechtlich empört: „Seine Herren auf dem Gericht: sie sagen einem kein gemeines Wort“. Aber die Erschütterung und die paar Tage Arrest sind gerade genug, um den Alten aus seiner Bahn zu schleudern. Als armseligen Trunkenbold sieht man ihn im letzten Wilde wieder.

Alle meiden den Bestraften. Um nur ein Obdach zu finden — wenn auch wieder im Gefängnis — ruft er nun wirklich leise mit furchtsamer Stimme Schweinehund hinter einem Polizisten her. Der Mann läßt ihn laufen. Nun will der Verzweifelte den Tod im Wasser suchen, aber ein zerklümpter Junge, dem er einst eine Birne geschenkt, hält ihn zurück. Vielleicht, daß Vater Crainquebille, nachdem sein bisjähiges Glück so brutal, so sinnlos dumm zertrümmert wurde, sich noch einmal im Leben wieder zurecht findet. Vielleicht auch nicht. Die Schuldigen werden nie erfahren, wie furchtbar sie an ihm gescheit!

Immer wieder und wieder mußte der Vorhang sich heben. Der braulende Applaus galt Hans Pagay, der an diesem Abend sein vierzigjähriges Schauspielerejubäum feierte. Wer ihn, wie die Mitglieder der „Freien Volkshöhne“, auch nur in einigen seiner Rollen, als Heire in dem „Bund der Jugend“, als Uleit Brenbel in „Mörsersholm“ und als bulgarischer Major in Shatos übermütiger Heldentomödie gesehen, wird ihn nicht mehr vergessen. Fest wie selten eine gräbt die markante Eigenart dieses Künstlers dem Gedächtnis sich ein. Auch sein Crainquebille war wieder eine prächtige Leistung, echt in jedem Ton und in jeder Bewegung des knorrigten und doch so freundlich gutmütigen Gesichtes. — dt.

Aus dem Tierleben.

— Die Brutpflege des Moderrapfens und des Sonnenfisches. Vor einigen Jahren beobachtete Smauthe bei dem Moderrapfen (*Leucaspis delineatus*) eine eigentümliche Brutpflege. Das Männchen war, nachdem es seinen Laich an einem pendelnden Blatstiele vom Froschlöffel dicht an der Oberfläche festgeheftet hatte, unablässig bemüht, durch Schlägen mit dem Schwanz den Stengel zu erschüttern. Der Zweck dieses eigenartigen Verhaltens bestand offenbar darin, die Eier fortwährend mit frischem Wasser in Berührung zu bringen. So wird diesen einerseits der zur Atmung nötige Sauerstoff zugeführt, andererseits aber die Entstehung von Pilzcolonien auf dem Laiche verhindert. Damit aber nicht genug; vielmehr stürzte das Tier auch auf jeden nahenden Fremdling wütend los, um ihn zu vercheuchen. Und nicht nur benahm es sich so gegen Alburnen und Etriken, sondern auch gegen große Krarpsen und Karaschen.

Etwas Ähnliches beobachtete Brandes bei einer Barsch-Art, genannt Sonnenfisch (*Pomotis auritus*), im Berliner Aquarium. Das Weibchen schwamm über einer großen Grube des Untergrundes, in der Nachkommenschaft verborgen war, unausgesetzt hin und her. Nur wenn ein fremdes Tier dem Nistplatz nahe, verließ das Weibchen seinen Wächterposten, um den Herannahenden zu vertreiben. Die Zwecke, nach denen das Tier unbewußt handelt, sind gewiß dieselben wie bei der Brutpflege der Moderrapfens. — („Prometheus“.)

Technisches.

gr. Wasserfeste Cylindere für Gasglühlicht-Belichtung. Seit einiger Zeit werden verbesserte Gasglühlicht-Cylinder nach einem Verfahren, das Fabrikgeheimnis ist und von dem wir nur in Erfahrung bringen konnten, daß bei der Fabrikation die Des-Ablöschung zur Anwendung kommt, auf den Markt gebracht. Bekanntlich ist namentlich bei der Gasglühlichtbelichtung ein haltbarer Cylinder ungemein erwünscht, da gewöhnlich beim Perfspringen des Cylinders auch der Glühkörper der Gasflamme entzwei geht. Ein Cylinder, der vielleicht für die sich langsam in Leuchtfrakt und Wärme entwickelnde Flamme eines kleinen Petroleumbrenners genügt, ist natürlich nicht geeignet, der plötzlichen Wärmeausströmung eines Ransen-Gasbrenners zu widerstehen; er geht erklüchterweise hierb schnell unter Perfspringen des Glühkörpers zu Grunde, so daß der Einkauf billiger Fabrikate gerade auf diesem Gebiete die größte Verschwendung bedeutet. Ein Gasglühlicht-Cylinder muß in der Außenbelichtung neben dem schroffen Temperaturwechsel auch noch den von außen in Gestalt von Regen, Schnee usw. auf ihn einwirkenden Feuchtigkeitniedererschlägen Trotz bieten können. Cylinder, die aus einer billigen Mischung von Sand, ordinärer Soda und Glascherben erzeugt werden, können diesen Anforderungen nicht genügen. Ein für die Bedürfnisse der Praxis berechneter Cylinder muß aus einer

chemischen Verbindung fabriziert werden, die dem Glase die genügende Festigkeit und Sicherheit gegen das Perfspringen verleiht. Die eingangs erwähnten neuen Cylinder sind, wie wir uns durch Versuche überzeugen konnten, in der That wasserfest. Wir konnten feststellen, daß der auf einer Gasglühlichtflamme befindliche Cylinder selbst bei stärkster Bespritzung mit Wasser keine Sprünge erhielt. Als dann der heiße Cylinder in einen Eimer mit kaltem Wasser getaucht wurde, hörte man wohl ein Pfischen, aber das Glas erwies sich nach der Herausnahme aus dem Wasser als vollkommen unbeschädigt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß ein solch haltbares Fabrikat für die Gasglühlichtbelichtung von großem Vorteil ist. Es muß noch darauf hingewiesen werden, daß diese wasserfesten Cylinder auch für die üblichen Gasflammen unschmelzbar sind. Wenn man nämlich dieses neue Fabrikat in sehr schräger Lage auf eine Gasflamme setzt, so bleibt es durchaus gleichmäßig gerade und biegt sich nicht, wie man dieses selbst bei den teureren Strahlschindlern beobachten kann. Außerdem bleiben die wasserfesten Cylinder auch stets klar, da ihnen alle die entgasenden herbeiführenden Substanzen, unter welchen hauptsächlich der Sodazusatz eine Rolle spielt, ermangeln. Diese Cylinder überziehen sich also nicht mit jenem matten, häßlichen Hauche, der bei den gewöhnlichen Fabrikaten meist nur schwer zu entfernen ist. —

Humoristisches.

— Ein Kleiner Schlaumeier. Der Kleine Franzl hat Quecksilber im Leib und kann in der Schule nicht ruhig sitzen bleiben. Um ihn nachdrücklich auf seine Pflichten aufmerksam zu machen, befiehlt ihm der Lehrer über den Sonntag fünfzimal zu schreiben: „In der Schule muß ich mich ruhig verhalten und immer aufmerksam sein.“

Als am Montag darauf der Lehrer die Strafarbeit sehen will, steht der verlangte Satz nur dreimal auf Franzls Tafel.

„Ja“, fragt der Lehrer, „Du solltest es doch fünfzimal schreiben?“

„Hab's scho g'schrieb'n, Herr Lehrer“, verteidigte sich Franzl, „aber s is net ganz biganga, nachha hab' i d' Tafel wieder ausgw'ischt und vorn angfangt. Dös san de letzten drei S ä b.“ —

— Gelübde. Beim Meutren-Unterricht fragt der Hauptmann einige Tage vor der Vereidigung: „Was ist ein Gelübde?“ Tiefe Stille.

Endlich meldet sich Meutrec Pomeisl: „A Gelübde, Herr Hauptmann, a Gelübde is — a Madl.“ —

(„Jugend“.)

Notizen.

— „Modell“, eine neue Komödie von Hermann Katich, ist vom Berliner Theater zur Aufführung erworben worden. —

— Wilhelm Schmidt-Vonns' Schauspiel „Mutter Landstraße“ wird erst im Januar im Kleinen Theater aufgeführt werden. —

— Mit der Ausstattungspose „Der reichste Berliner“ eröffnet am 23. Dezember die Direktion Aren u. Schönfeld ihr Gastspiel im Belle-Alliance-Theater. —

— Die kgl. Akademie der Künste in München mußte am Mittwoch teilweise geschlossen werden, da die Mittel zur Bestreitung der Modellgelder fehlten. In Berlin ist im vorigen Winter an der Kunstakademie dasselbe geschehen. Die Modellgelder für die Bildhauerklassen waren, nach dem „Berliner Tageblatt“, so knapp bemessen gewesen, daß sie Monate vor Schluß des Semesters bereits aufgebraucht waren. Die Schüler hatten Zwangsferien, die nur auf einen Tag unterbrochen wurden: als nämlich der Kaiser seinen Besuch in der Hochschule anfragte, fanden sich die Mittel, ihn eine ordnungsmäßig arbeitende Klasse sehen zu lassen. —

— Die nächste internationale Kunstausstellung in Rom findet von Mitte Januar bis 31. Mai 1904 statt. —

— Die Versuche, durch drahtlose Telegraphie (System Telefunken) von Berlin aus mit Karlskrona (Schweden) in Verbindung zu treten, sind dieser Tage von der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie erfolgreich begonnen worden. Die Entfernung zwischen Berlin und Karlskrona beträgt 450 Kilometer. —

c. „Modernes“ Pariser Spielzeug. Der „Clou“ der Saison auf dem Pariser Spielzeugmarkt ist die — „Cafewalltänzerin“. Es ist eine ganz kleine Frau in rosa gekleidet, die den Körper verdreht, die Beine rhythmisch nach vorn wirft und die schlendernden Hände hochhebt. Da der Tanz warm macht, hat man die Wangen der Tänzerin hochrot gefärbt. Eine zweite Neuerung ist der Tanzbar. Plump und vierfüßig wackelt Meister Bey auf den Hinterpfoten stehend daher. Neben ihm shamponiert ein rasender Perrückenmacher einen lahlen Kunden, und eine von einem feurigen Fische gezogene Droschke gleitet auf dem Tische dahin. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 20. Dezember.